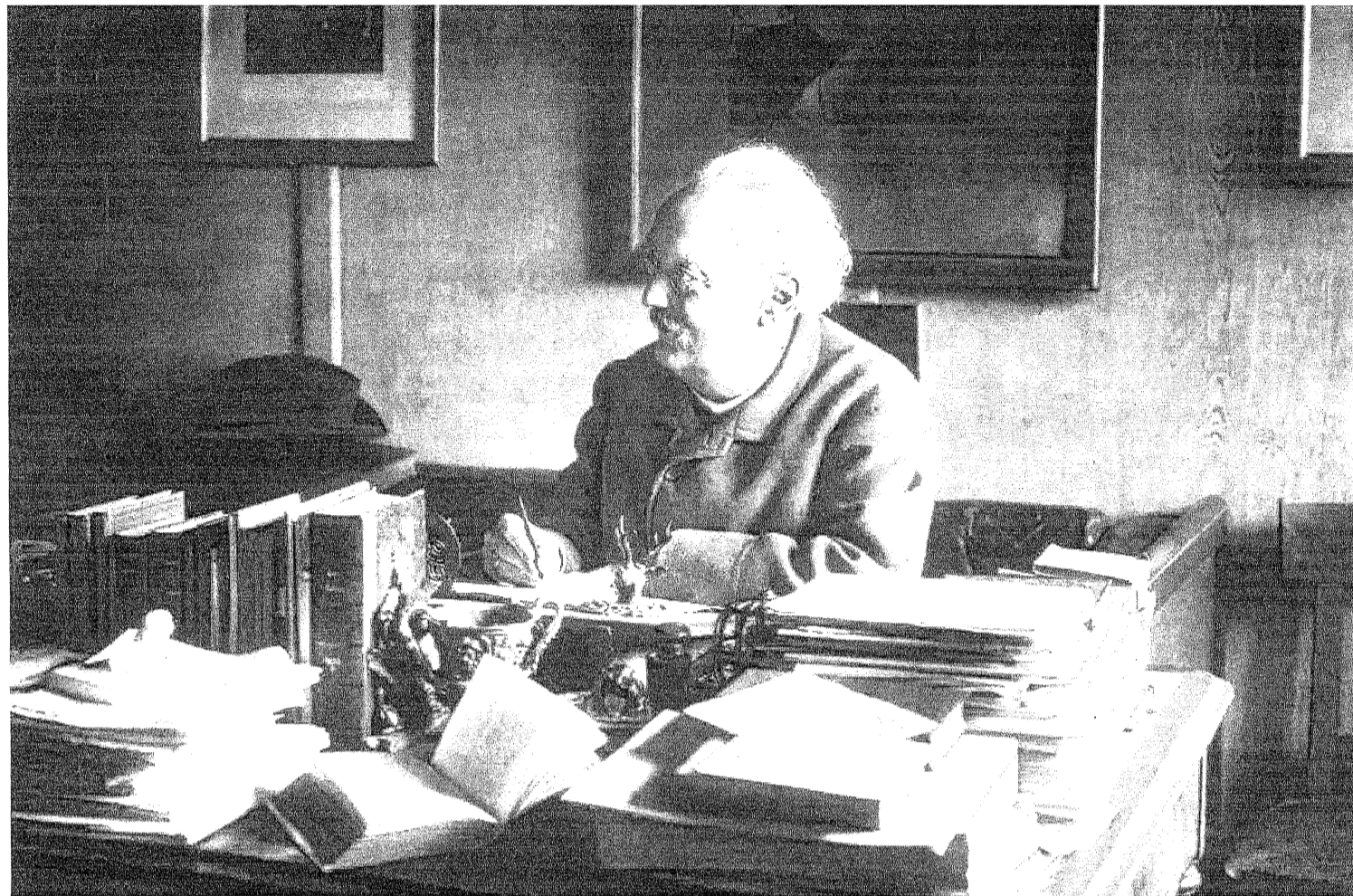


Verspäteter Dichter

Vor 200 Jahren ist Conrad Ferdinand Meyer geboren worden. Seine Mutter tat alles, ihn vom Schreiben fernzuhalten. Von Roman Bucheli



Drei Jahre vor seinem Tod posiert der geistig umnachtete Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898) in seinem Arbeitszimmer als Schriftsteller.

RUDOLF GANZ / ZÜRICH

Mit 15 dichtete und deklamierte er wie ein Berserker. Da hatte er gerade seinen Vater verloren. Fortan lebte er unter der erdrückenden Fürsorge einer Mutter, die immer nur das Beste für ihn wollte. Und das hiess: Er möge bloss das Dichten lassen und sich nicht dem verderblichen Einfluss der Phantasie ausliefern.

Zwanzig Jahre sollte es dauern, bis sich Conrad Ferdinand Meyer 1860 dazu durchringt, seine Dichtungen einem Verleger anzubieten. Da war die Mutter vier Jahre tot. Sie war ins Wasser gegangen, so wie er es, angeblich, zuvor auch schon einmal versucht hatte. Nun schickt er ein Manuskript mit Balladen, Gedichten und kleineren Stücken, insgesamt hundert Texte, nach Leipzig mit der Bitte, das Werk bis Ostern 1861 zu veröffentlichen.

Er gibt sich als Ulrich Meyer aus und will den Band unter dem Namen Ulrich Meister veröffentlichen. Was man wie eine späte Reverenz an die Mutter – eine geborene Ulrich – lesen könnte, ist in Wahrheit eine Art Exorzismus. Ihr, die seine Dichtung unterdrücken wollte – er möge nur Ordnung halten, «das freut mich besser, als wenn du die allerschönsten Gedichte machen würdest» –, sollte nun der Meister gezeigt werden.

Die Auferstehung zu Ostern misslingt. Der Verleger winkt ab, er sei zu «seinem Bedauern» ausserstande, «Ihrer Bedingung einer baldigen Drucklegung zu entsprechen». Weitere vier Jahre später erscheint endlich ein Band mit zwanzig Balladen, freilich anonym. «Von einem Schweizer», heisst es lapidar auf dem Umschlag. Im Jahr darauf veröffentlicht Meyer sodann ein paar Gedichte in einer ephemeren Zeitschrift, unter seinen Initialen dieses Mal, doch der Setzer patzt und schreibt die Werke einem gewissen L. M. zu.

Conrads Sekretär

So bleibt Conrad Ferdinand Meyer als Autor, sei es mit Bedacht, sei es durch die Umstände, hinter einem Schleier verborgen. Als gelte es, diese seltsame Camouflage nun auf die Spitze zu treiben, erscheint noch im gleichen Jahr 1865 eine Übersetzung aus dem Französischen, zu der das «Vorwort des Übersetzers» mit «Conrad Ferdinand Meyer»

unterzeichnet ist, obwohl er gerade daran schlechterdings keine Urheberchaft beanspruchen kann. Denn er hat den Auftrag zwar angenommen, die Ausführung aber der Schwester Betsy überlassen. Als Übersetzerin will sie jedoch keinesfalls genannt werden, da sie sich nur als «Conrads Sekretär betrachtet».

Was für eine kuriose Pointe: 40-jährig betritt Conrad Ferdinand Meyer die literarische Bühne mit einem Werk, das nicht seines ist und das er auch nicht übersetzt hat. Der Autor bleibt vorerst im Wartestand, dafür wird eine unvergleichliche Arbeitsgemeinschaft aus der Taufe gehoben. Später wird Betsy Meyer als «Sekretär» ihres Bruders dessen Werke ins Reine schreiben – und auf ihre Weise daran mitwirken: lange subtil und im Hintergrund, zuletzt, als der Dichter in die Umnachtung versinkt und die Neuauflage eines seiner Werke in Druck geht, ganz unverfroren.

Fürs Erste indes steht der Dichter noch immer namenlos da. Und Conrad Ferdinand Meyer hat beim Erscheinen der Übersetzung längst die Hälfte seiner Lebenszeit durchschritten. Doch das vermeintliche Debüt ist nur die vorläufig letzte einer Reihe von teils skurrilen, teils erschütternden Episoden in seinem Leben. Davon erzählt die jüngst erschienene Biografie des Zürcher Germanisten Philipp Theisohn. In «Conrad Ferdinand Meyer. Schatten eines Jahrhunderts» beleuchtet er das Schaffen des Dichters mit präzisen Deutungen, und er schildert die biografischen Begleitumstände, unter denen der Autor in die Öffentlichkeit stolpert.

Die Geburt des Dichters aus dem Geist des Zauderns ist eine Folge von Mutters Zucht, die ihren Sohn auf falschen Wegen wähnt und der jedes Mittel recht ist, ihn vor den Dämonen einer unkontrollierbaren Phantasiewelt zu bewahren. Einmal hängt am Weihnachtsbaum die Einschätzung von Bekannten: «Conrad möchte von der Poesie absehen, und täte wohl besser daran, Maler zu werden.»

Das erschreckt den jungen Mann, aber kuriert ihn nicht. So schickt die Mutter den missratenen Sohn auf Lehr- und Wanderjahre in die französische Schweiz, damit er sich in neuer Um-

C. F. Meyer steht mit einem Fuss in der Sphäre historisch verbürgten Wissens, mit dem anderen in den Traumwelten des Imaginären.

Geschichten zum Eintauchen

Das Zürcher Museum Strauhof zeigt derzeit eine Ausstellung zu Conrad Ferdinand Meyer. Das Kernstück der Schau versammelt eine Reihe von Tableaux vivants, die Schlüsselszenen aus Meyers Novellen mit professionellen und Laien-Schauspielern nachstellen. Die überlebensgrossen Fotografien – bei «Jürg Jenatsch» handelt es sich um ein Bewegtbild in Super-Slow-Motion – lassen die Besucher geradezu in die Geschichten eintauchen (Meyerama, Museum Strauhof, bis 11. Januar 2026).

gebung wenigstens sprachlich weiterbilde; schliesslich schafft sie den 26-Jährigen für eine Weile in die Psychiatrie. Das alles scheint den Sohn nur immer weiter dahin zu treiben, wovon die Mutter ihn fernhalten will.

Schauerliches Vergnügen

Doch Conrad Ferdinand Meyer hat auch eine zögerliche innere Konstitution, das Warten wird ihm gleichsam zur zweiten Natur und poetischen Notwendigkeit. An seinen Texten schreibt eine Hand mit, die nicht unter der vollen Kontrolle seiner Ratio steht. «Lesen ins Unbewusste, Schreiben aus dem Unbewussten», so benennt Philipp Theisohn dieses dichterische Verfahren, das eine doppelte seelische Schallmauer durchstossen muss.

Nur ein Jahr vergeht nach Erscheinen der Übersetzungsarbeit, da kündigt er seinem Verleger etwas Neues, Eigenes an. Bruder und Schwester Meyer wandern im Sommer 1866 durch die Alpen, im Engadin hauptsächlich, aber auch im Tessin und Veltlin sowie im Gebiet des Hinterheins. In dieser Gegend sei ihm ein Stoff aus dem 17. Jahrhundert begegnet, als die Geschichte Graubündens «mit der ganzen europäischen Geschichte in Berührung stand», teilt er dem Verleger mit. Daraus könnte «so etwas wie eine historische Novelle» hervorgehen.

Es handelt sich bei dem Brief um den ersten Hinweis auf die spätere Novelle «Jürg Jenatsch», in der Meyer die Wirren des Bündner Freiheitskampfes im Dreissigjährigen Krieg nachzeichnen wird. Der Verleger Hermann Haessel zeigt sich erfreut ob solcher Aussicht, obwohl ihm ein Roman willkommen wäre als eine Novelle – und diese Letztere allerdings noch immer lieber als die Gedichte, die ihm der säumige Meyer drei Jahre später ersatzweise anbietet, und erst recht viel lieber als das Versepos «Huttens letzte Tage», das weitere drei Jahre später aus Zürich eintrifft.

Zehn Jahre muss Haessel auf die 1866 angekündigte Novelle «Jürg Jenatsch» warten. Es wird Meyers erfolgreichstes Buch. Aber wer es je einmal unternom-

men hat, seinen Inhalt wiederzugeben mit all den Verstrickungen und Verästelungen, wer den Überblick zu bewahren versucht im Getümmel der Kämpfe, die von Verrat und Intrigen befeuert werden, wer an all dem scheitert und dennoch das Buch mit dem schauerlichsten Vergnügen liest, der ahnt: Nicht um historische Genauigkeit geht es Meyer, aber um den Einzelnen, der zugleich Opfer und – bis zur Hybris – Subjekt der Geschichte ist.

Denn Conrad Ferdinand Meyer ist kein Historiker, auch wenn er historische Novellen schreibt. Er ist Seelenforscher und steht mit einem Fuss in der Sphäre historisch verbürgten Wissens, mit dem anderen in den Traumwelten des Imaginären. Aus beiden Quellen schöpft er seine poetischen Wirklichkeiten.

Komplizierte Freundschaft

Wie alles Reale bloss bleiben muss ohne das Licht des Imaginären und wie dieses wiederum geerdet wird in den Wirklichkeiten: Nie formuliert es Conrad Ferdinand Meyer helllichtiger als in einem Brief an den späteren Literaturnobelpreisträger Carl Spitteler, der ihn einmal um poetischen Rat bittet. Meyer weicht in seiner Antwort aus, er sei inkompetent im Handwerklichen der Poesie, «denn ich lege mich zeither jeden Abend realistischer zu Bette als ich morgens aufgestanden bin».

Philipp Theisohn hat diese traumwandlerisch präzise Stelle aus dem Briefwechsel der beiden hervorgezaubert. Sie gibt vor, eine vermeintliche Inkompetenz zu begründen, behauptet aber tatsächlich etwas ganz anderes: Er brauche ein ganzes Tagwerk, um die imaginären Traumwelten der Nacht in seinen literarischen Realismus zu verwandeln. Wollte man es paradox formulieren, dann ist es die Nacht, die seine Werke erst zum Leuchten bringt.

Das unterscheidet Conrad Ferdinand Meyer von Gottfried Keller, mit dem ihn eine – gewiss auch deswegen – komplizierte Freundschaft verbindet. Steckt Keller bis über beide Ohren im Realismus des 19. Jahrhunderts, steht Meyer mit seiner Seelenforschung dem 20. Jahrhundert sehr viel näher. Dieses beginnt bereits im Jahr nach seinem Tod, als Sigmund Freud – einer von Meyers subtilsten Exegeten – im November 1899 seine «Traumdeutung» veröffentlicht und sie auf das Jahr 1900 vordatiert.

Am schönsten leuchtet dieses Licht der Nacht in «Schwarzschattende Kastanie», einem von Meyers bedeutendsten Gedichten. Es endet mit diesen Versen. «Und dämmern See und Ufer ein / Und rauscht vorbei das Abendboot, / So zuckt aus roter Schiffslatern / Ein Blitz und wandert auf dem Schwung / Der Flut, gebrochenen Lettern gleich, / Bis unter deinem Laub erlischt / Die rätselhafte Flammenschrift, / Schwarzschattende Kastanie!» Die Flammenschrift, die herüberzuckt über das wellenbewegte Wasser, ist selber unlesbar geworden. Aber in ihrem Licht wird lesbar, was als Epiphanie aufleuchtet: die Realien dieser Welt.

In die Heilanstalt eingeliefert

1892 trat ein, was die unglückliche Mutter einst fürchtete. Die Schwärze der Nacht verschlingt den Dichter. Er wird in die psychiatrische Heilanstalt Königfelden eingeliefert und im Jahr darauf wieder entlassen. Bis zu seinem Tod 1898 lebt er in einem Dämmerzustand. Seine Frau umgibt ihn in ihrem Haus in Kilchberg. Um Normalität vorzutauschen, lässt sie ihn einmal für einen Fotografen als Schriftsteller posieren. Sie kann nicht wissen, dass seiner Mutter auch dieses Bild schon früh wie ein Menetekel vor Augen stand: Sie fürchtete, Conrad spiele den Dichter nur, aber werde zuletzt auch glauben, was er spielt.

Philipp Theisohn: Conrad Ferdinand Meyer. Schatten eines Jahrhunderts. Biografie. Wallstein-Verlag, Göttingen 2025. 544 S., Fr. 46.90.